

FRANK HAMMER

Peggy – Täter und Opfer im Alltag

Schritte der Annäherung

Spätestens seit Beginn meiner Streetworker-Tätigkeit im Jahr 1992 beschäftige ich mich mit der Täter-Opfer-Problematik. Erste Anregungen, dieses Problem systematisch und dialektisch anzugehen, erhielt ich durch einen Film – eine frühere Kollegin hatte ihn beim ZDF mitgeschnitten. Berichtet wurde von einem Sozialarbeiter, der in einer Jugendhaftanstalt ein sogenanntes Anti-Aggressivitäts-Training durchführte. Der Mann, Dr. Jens Weidner, verblüffte mich mit der Feststellung, daß alle Gewalttäter irgendwann im Verlaufe ihres Lebens auch Opfer von Gewalt gewesen seien. Über den Zweck seines Trainings sagte er: »Erreichen wir bei einem Straftäter eine Betroffenheit über die Taten, die er begangen und erlitten hat, dann haben wir einen Schlüssel zu seiner Seele.«

Die von mir in der Zwischenzeit gemachten Erfahrungen bestätigen den Ansatz des Filmes: Ein Mensch, der Amok läuft, signalisiert mir, daß er ein Problem hat, aber: Ein Mensch, der Amok läuft, geht von allem Möglichen aus – nur nicht davon, daß er ein Problem hat. Vom Umgang mit diesem Widerspruch hängt für mich wesentlich der Erfolg von Sozialarbeit ab. Dieser spezielle Blick ist auch wichtig für die folgende Chronologie.

Die Ausgangssituation

Wir schreiben das Jahr 1993. In meiner Arbeit hatte ich mich direkt in die rechtsradikale Szene der Stadt Frankfurt (Oder) begeben. Ich stand mitten in Prozessen voller Eigendynamik und hatte es oft mit Problemen zu tun, die mich an die Grenze der physischen und psychischen Erschöpfung führten.

Seit längerer Zeit geisterten zum Beispiel Meldungen durch die Polizeiberichte, die fast immer den gleichen Wortlaut hatten: »Drei ... vier ... fünf glatzköpfige ... so und so bekleidete Jugendliche schlugen 35jährigen Mann krankenhausesreif nieder ...« Gleichzeitig sprach es sich in meiner Nähe herum, daß ein mir bekannter Jugendlicher schon 160 bis 170 Anzeigen gesammelt hatte – ohne Konsequenzen. In einer großen öffentlichen Veranstaltung, es saßen Politiker, Polizisten, Staatsanwälte, Jugendsozialarbeiter usw. an einem Tisch, sagte ich nach für mich unergiebigem Gesprächen: Es melde sich doch bitte die Person in dieser Runde, die nicht weiß, um welche Jugendlichen es sich in den Polizeiberichten handelt? Es herrschte Stille im Raum, wenige Tage später wurde o.g. stadtbekannter Jugendlicher verhaftet und verurteilt.

Frank Hammer – Jg. 1955, Lehre als Schiffbauer, anschließend Klubleiterstudium, 1981-82 Kulturhausleiter in Frankfurt/Oder, 1982-85 Literaturinstitut Leipzig, von 1985-89 berufliche Odyssee u.a. als Plakatmaler, danach bis 1990 arbeitslos. Seit 1990 erst hauptamtlich, dann ehrenamtlich PDS-Kreisvorsitzender von Frankfurt/O. Seit 1992 Jugendsozialarbeiter. Jetzt Pressesprecher der PDS-Fraktion und stellvertretender Kreisvorsitzender.

Am Tage seiner Verhaftung hatte ich eine sehr aufgebrachte Clique vor meiner Tür. Ihre Botschaft war sehr simpel: Der Hammer hat den L. in den Knast gebracht.

Den Schwerpunkt meiner Arbeit bildete damals die Beschäftigung mit Menschen, die ich für mich als DDR-Frust-Generation bezeichnete. Das waren Jugendliche, die zwischen 17 und 25 Jahren alt waren; sie und ihre Probleme nahmen mich in einer geradezu existentiellen Weise in Anspruch.

Wir hatten unsere Wirkungsstätte in einer ehemaligen Seroannahmestelle. Dorthin kamen ab und zu auch Kinder. Was wir nicht wußten, war allerdings: Kamen sie aus Neugierde, um die »Harten«, also unsere schwereren Fälle, zu bewundern, oder suchten sie unsere Nähe? Oder war es beides? Manchmal, zu selten, blieb Zeit für einen Wortwechsel. Auffällig war: Sie blieben, trotz ihrer 11, 12 oder 13 Jahre sehr lange auf der Straße, und sie rauchten z.B. schon sehr exzessiv.

Eines Tages sprach mich eines der Mädchen der Gruppe an: »Sie sind der Herr Hammer. Sie sind doch der, der Jugendlichen immer hilft.« »Na, was ist los«, fragte ich. »Was mache ich, wenn mein Vater mich schlägt?« »Ich würde als erstes mit der Mutter darüber reden.« »Die schlägt er doch auch.«

Ich war verblüfft und zugegebenermaßen ratlos. Ich weiß noch, daß die Sätze des Mädchens sehr hart und sehr erwachsen klangen. Gleichzeitig mußte ich beinahe lachen, mit welcher Bestimmtheit sich dieses kleine Ding zur Jugendlichen erklärte. »Ich will ins Kinderheim und am liebsten würde ich den Alten, das Schwein ... (ich weiß nicht mehr, wie sie diesen Mann bezeichnete) ... verklagen.«

Ich hörte ihr geduldig zu und nahm mir vor zu helfen – doch die Geschichte geriet aus meinem Gedächtnis. Später, bei einer berufsbedingten Beratung im Kinderheim Rosengarten, einem Projekt meines Vereins, traf ich das Mädchen, Peggy, wieder. Es hatte sich also alles von allein geregelt – so oder ähnlich habe ich es wohl gesehen.

Hin und wieder sahen wir uns – mal auf der Straße, mal auf dem Schulhof ihrer Schule. Ich hätte sie vielleicht vergessen, wenn sie nicht immer wieder auf mich zugekommen wäre. Eines Tages fragte ich sie: »Wie geht es deiner Mutter?« »Die ist tot.« »Wieso tot?« »Er hat sie erschlagen. Der war sowieso nicht mein richtiger Vater.« »Und wo ist dein Vater?« »Der ist schon lange tot.« »Ich komme bald wieder«, versprach ich.

In dieser Zeit hatte sich für Peggy einiges geändert. Das Kinderheim war aufgelöst und die Kinder in der Stadt auf Wohngruppen verteilt worden. Dieses Konzept der Dezentralisation des Heimes galt in Frankfurt lange als umstritten. Peggy kam in einer Wohngemeinschaft in der Gubener Straße unter. Im Unterschied zu ihrer Schule befand sich ihre WG nicht in meinem Wohngebiet. So traf ich Peggy nur noch während der Gänge über die Schulhöfe unseres Wohngebietes. Damit geriet sie mir ein weiteres Mal aus dem Blickfeld – gleichzeitig wuchs in mir ein Gefühl von unterlassener Hilfeleistung.

In der Nähe meiner Wohnung gibt es eine Straßenbahnhaltestelle – die ist für mich ein wichtiger Punkt, genauso wie sie ein

wichtiger Punkt für Peggy ist. Sie erreicht von hier Schule und Wohnung, so wie ich Arbeit oder Wohnung erreiche. Es gab eine Zeit, da saß Peggy unter dem Glasdach der Haltestelle Stunden um Stunden. Meist waren Freundinnen oder Freunde dabei. Ich war immer in Eile – wir winkten uns zu, und irgendwie sagte ich mir auch: Das hat mit dir nichts zu tun.

Die Arbeit hatte schon begonnen

Etwa in dieser Zeit berichtete der ORB über das Wohnprojekt meines Vereins und stellte jugendliche Bewohnerinnen und Bewohner vor, die Auskunft über neue Qualität geben sollten. Nun wollte es der Zufall, daß Peggy auserkoren war, am umfangreichsten zu berichten. Sie hatte auch Gelegenheit, etwas zu erzählen, was ich nicht wußte, und was mich um so tiefer traf. Sie erzählte, vor laufender Kamera, wie es zu ihrer Heimeinweisung kam: Schauplatz war die Wohnung ihrer Mutter. Der Stiefvater war besoffen und aggressiv. Es gab Streit. Die Nachbarn riefen die Polizei. Als die kam, hing Peggy von außen am Fensterkreuz. Der Mann stand vor ihr – mit einer Axt... Der Polizei erklärte er später, Peggy habe aus dem Fenster springen wollen, und er hätte sie aufgehalten ...

Als ich Peggy das nächste Mal an der Haltestelle traf, war es an einem Sonnabend, und sie war allein. Es war völlig klar, warum sie da saß. Ich setzte mich also zu ihr, wir sprachen – sie signalisierte erste Distanz, erste Enttäuschung. Die Botschaft war: Es gab einen Vertrauensbruch. Fortan kümmerte ich mich intensiver. Regelmäßig suchte ich sie auf. Wir telefonierten, ich besuchte einen »Tag der offenen Tür«, um ihre Wohnsituation kennenzulernen. Erste Anforderungen, die ich formulierte, betrafen ihre schulische Situation.

Die bisher geschilderte Chronologie umfaßte einen Zeitraum von über zwei Jahren. Peggy hatte (natürlich!) ein Jahr Schulzeit verloren. Sie wirkte auf mich hart, unbeständig, zerbrechlich.

Der Konflikt wird meiner

Im Dezember 1995 bekam ich die Gelegenheit, ein neues Projekt im Frankfurter Stadtteil Nord zu beginnen. Ich konnte den Aufbau eines Kinder- und Jugendzentrums wesentlich begleiten und gestalten. Damit verließ ich mein bisheriges Arbeitsfeld – ich gab sowohl meine Streetworker-Tätigkeit als auch »meinen« Stadtteil auf. Nur wenige Beziehungen, »nahm ich mit«. Die zu Peggy gehörte dazu.

Eines Tages fragte sie mich, ob es grundsätzlich möglich sei, in meinem Kinder- und Jugendzentrum vom Gericht verordnete Stunden abzuleisten. Ich antworte »ja« und stellte keine weiteren Fragen. Als wir zum dritten oder vierten Mal allgemein über eine solche Möglichkeit redeten, fragte ich zum ersten Mal: »Wofür mußt du denn die Stunden machen?« »Wir haben ein Mädchen zusammengeschlagen.« »Wer ist wir?«

Heraus kam, daß es eine größere Gruppe von Jugendlichen war. »Was habt ihr mit dem Mädchen gemacht?« »Ich habe sie zuerst geschlagen, weil sie Gerüchte über mich in die Welt gesetzt hat.«

»Was ist dann passiert?« »Nach mir haben die anderen geschlagen, dann haben die Jungs getreten, dann mußte sie sich nackt ausziehen und vor uns tanzen. Zum Schluß haben sie ihr Zigarettenkippen auf dem Körper ausgedrückt... Das war alles ihre Selberschuld!«

Ich schluckte mein Entsetzen runter und sagte nichts. In der Zwischenzeit weiß ich: Je weniger ich frage und bewerte, desto mehr erfahre ich.

Kurze Zeit nach diesem Gespräch rief ich an und lud Peggy (unter sorgsamer Beachtung des Einverständnisses ihrer Erzieherinnen) zu einer Wochenendreise nach Polen ein. Es war eine Gruppenreise mit Jugendlichen aus dem Umfeld meiner Arbeit. Einige davon waren Peggy bekannt. Ich wußte, daß sich auf solchen Fahrten Gespräche unbefangener führen ließen. Das war eine Erfahrung aus früherer Arbeit.

Also »baute« ich eine Situation für Peggy und für mich. Wir gingen spazieren, redeten und ließen uns am Ufer eines Sees nieder. Ich brachte das Thema auf den Konflikt und sagte (das ist in dieser Form verkürzt): »Das war nicht die Schuld des Mädchens – Schuld hat immer die Person, die schlägt!« Und dann redete ich über Fehlleistungen in meinem Leben, auch über eigene Scham. Am Ende kam ein deutliches Signal, daß sie meine Interpretation des Konfliktes akzeptieren würde.

Lösungsstrategien und mögliche Konsequenzen

Mein Angebot, beim Gerichtstermin zu erscheinen, hatte Peggy abgelehnt. Trotzdem ging ich hin. Der Richter akzeptierte meine Anwesenheit – nicht zuletzt, weil die Erzieherinnen aus der WG, sich vehement für mich eingesetzt hatten. In nicht öffentlicher Sitzung – drei junge Menschen waren geladen – wurde der Tathergang noch einmal minutiös beschrieben. Für mich verbanden sich die geschilderten Demütigungen des Opfers mit der Vorstellung, ich hätte sie zu ertragen gehabt. Das machte mich wütend und brachte mich gegen die Täter auf – auch gegen Peggy. Andererseits saßen da drei verängstigte, um Hilfe suchende Menschen, die allesamt aussahen, als könnten sie kein Wässerchen trüben. Manchmal hatte ich Probleme, den Blick zu heben. Später, vor dem Gerichtsgebäude, war es zwischen Peggy und mir sehr still – sie bedankte sich noch, daß ich da war, und dann gingen wir relativ schnell auseinander. Bei späteren Begegnungen spürte ich, daß der Entschluß, die Gerichtsverhandlung zu besuchen, Stabilität in die Beziehung gebracht hatte.

An dieser Stelle enden eigentlich die Dinge, die zur Dialektik Täter – Opfer zu schildern wären. Zu schlußfolgern ist: Es hat sich ein weiteres Mal die vom eingangs zitierten Dr. Jens Weidner aufgestellte These bestätigt, wonach Täter immer auch Opfer von Gewalt gewesen sind. Mein Problem in diesem Konflikt war immer, daß ich vielleicht durch stärkeres Engagement am Anfang eine Straftat hätte verhindern können.

Vom Besonderen zum Allgemeinen

Das Beispiel Peggy hat mir vom ersten Tag unserer Beziehung an eines deutlich gezeigt: In bestimmten Situationen haben Kinder

und Jugendliche einen klaren Blick auf ihre »Frustrationen aus sozial enttäuschten Erwartungen«. Interessanterweise haben solche Jugendlichen auch einen klaren Blick auf die Erwachsenen, die ihnen helfen könnten, unabhängig davon, ob die Erwachsenen die Hilfe geben wollen oder nicht.

Wenn wir die Signale des Augenblicks verstehen – wollen, bringen junge Menschen eine hohe Bereitschaft auf, am eigenen Krisenmanagement mitzuwirken. Der Preis kann für unsere entfremdete, gefühlskalte Welt ein hoher sein – die erwachsene Helferin, der erwachsene Helfer gerät plötzlich aus der Sozialarbeiterrolle in eine andere: in die Mutter- oder Vater-Rolle. Das regelt uns kein Kinder- und Jugendhilfegesetz.

Jüngst besuchte mich Peggy im Kinder- und Jugendzentrum, wir hatten vieles zu bereden – die Situation erwies sich ein weiteres Mal als stabil. Als sie ging, fragte mich einer der Jugendlichen: »Herr Hammer, war das ihre Tochter?« »Das ist meine Patentochter.« Wieso?« »Sie ist mir als streunendes Kätzchen zugelaufen und nun kümmerge ich mich halt um sie.« »Warum kümmern Sie sich nicht auch um mich?«

Peggy hat ihr Leben neu geordnet. Sie ist in der Zwischenzeit 17 Jahre alt. Ihre Wohnsituation ist akzeptabel. Die Schule wird sie in diesem Jahr zu einem für sie guten Ende bringen. Ihr Traumberuf ist – Sozialpädagogin. Dabei will ich ihr helfen.

Was Peggy für sich einforderte, war eine verbindliche Beziehung zu einem Erwachsenen.

Noch einmal zum gesellschaftlichen Konsens

In jenem eingangs erwähnten Film über das Anti-Gewalt-Projekt in einer Jugendhaftanstalt gelangt der Kommentator zu der von mir geteilten Feststellung, daß Jugendgewalt auch ein Ergebnis mangelhafter oder gar nicht vorhandener Sozialarbeit vor Ort sei.

Das strafrechtlich-repressive Konzept und dessen Intensivierung sind nicht nur wenig geeignet, die Probleme zu lösen, sie verschlingen auch Unsummen von Geld. Oft bieten hingegen kontinuierliche und verbindliche Beziehungen zu verantwortungsbewußten Erwachsenen schon den Schlüssel zum Erfolg. Im Falle Peggy standen mit Erzieherinnen, Lehrern und Sozialarbeitern mehrere Personen zur Verfügung. In solche stabilen menschlichen Beziehungen sollten wir investieren. Das scheint mir die Zukunft zu sein.